

CHARLES
TAYLOR
DAS Suhrkamp
SPRACH-
BEGABTE
TIER



SV

CHARLES
TAYLOR

DAS
SPRACH-
BEGABTE
TIER

Grundzüge des menschlichen
Sprachvermögens

Aus dem Englischen von
Joachim Schulte

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *The Language Animal. The Full Shape of Human Linguistic Capacity*

First Edition was originally published in English in 2016 by Harvard University Press.

Erstmals erschienen 2016 bei Harvard University Press.

Copyright © 2016 by the President and Fellows of Harvard College

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2017

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58702-7

Inhalt

Vorwort	7
Teil I Sprache und Konstitution	11
1 Bezeichnungstheorien und Konstitutionstheorien	13
2 Wie sich die Sprache entwickelt	102
3 Jenseits des Codierens von Informationen	162
Teil II Vom Deskriptiven zum Konstitutiven	195
4 Die Theorie von Hobbes-Locke-Condillac	197
5 Die figurative Dimension der Sprache	245
6 Konstitution 1: Die Artikulation von Bedeutung	336
7 Konstitution 2: Die schöpferische Kraft des Diskurses	501
Teil III Weitere Anwendungen	549
8 Wie Erzählen Bedeutung erschafft	551
9 Die Hypothese von Sapir und Whorf	606
10 Fazit: Die Reichweite des menschlichen Sprachvermögens	626
Namenregister	652

Für meine Enkelkinder

Francis und Annik

Alba und Simone

Sabah und David

Vorwort

Das Thema des vorliegenden Buchs ist das menschliche Sprachvermögen, und es geht mir um den Nachweis, daß dieses Vermögen mehr Formen annehmen kann, als man vermuten möchte. Will sagen: Dieses Vermögen umfaßt Fähigkeiten zur Erschaffung von Bedeutungen, die weit über die viel zu oft als zentral aufgefaßte Fähigkeit zur Codierung und Übermittlung von Informationen hinausgehen.

Besonders angeregt haben mich die sprachtheoretischen Ansichten, die in den 1790er Jahren in Deutschland entwickelt wurden, also in jener Zeit und an jenem Ort, an dem das, was wir unter deutscher Romantik verstehen, in Blüte stand. Die wichtigsten Theoretiker, auf die ich mich stütze, sind Hamann, Herder und Humboldt. Dementsprechend nenne ich die Theorie, die ich ihnen entnehme, die HHH-Theorie.

Die Gegentheorie zu dieser Einstellung wurde von den großen Denkern der frühen Neuzeit ausgearbeitet, also von jenen sei's rationalistischen oder empiristischen Philosophen, die außerdem für die erkenntnistheoretischen Gedanken verantwortlich sind, welche aus dem Werk Descartes' hervorgingen, ja, zum Teil in Opposition zu diesem entwickelt wurden. Die frühen Hauptvertreter dieser Tradition, die ich hier anführe, sind Hobbes, Locke und Condillac. Dementsprechend bezeichne ich diese Richtung abkürzend als HLC-Theorie.

Einem Wissenschaftler des zwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahrhunderts, der – wie wir alle – unter dem Einfluß von Saussure, Frege und (bis zu einem gewissen Grad) Humboldt steht, kommt diese Theorie unfafßbar unsubtil vor. Doch einige ihrer Grundannahmen leben in der nachfolgenden ana-

lytischen Philosophie sowie in manchen Zweigen der Kognitionswissenschaft weiter.

Ein wichtiger Teil dessen, was ich mir in diesem Buch vorgenommen habe, besteht somit darin, die restlichen Bruchstücke des HLC-Erbes dadurch zu widerlegen, daß ich Einsichten der HHH-Theorie weiterentwickle. Das Ergebnis ist hoffentlich eine sehr viel befriedigendere und daher buntere, wenn auch weniger aufgeräumte Theorie über das Wesen des menschlichen Sprachvermögens.

Als ich mich auf dieses Vorhaben einließ, hatte ich eigentlich vor, diese Weiterentwicklung der romantischen Sprachtheorie durch eine Untersuchung bestimmter Stränge der – aus meiner Sicht eng damit zusammenhängenden – nachromantischen Poetik zu ergänzen. Mit der Arbeit an diesem Projekt begann ich in den späten 1980er und den frühen 1990er Jahren, doch angesichts zahlreicher selbstverschuldeter Unterbrechungen ist es mir bisher nur gelungen, den ersten Teil abzuschließen sowie ein paar verstreute Einzelstudien, die dazu beitragen könnten, daß auch der zweite Teil Gestalt annimmt.

Daher habe ich beschlossen, zunächst dieses Buch über das Sprachvermögen zu veröffentlichen und meine Arbeit über die Romantiker fortzusetzen, um den zweiten Teil hoffentlich als Pendant zu der vorliegenden Untersuchung zum Abschluß zu bringen. Hier werde ich von Zeit zu Zeit Hinweise darauf geben, worum es in dieser zweiten Untersuchung gehen dürfte. Allerdings hoffe ich, daß die vorliegende als solche interessant genug ist, um ihr Erscheinen in einem separaten Band zu rechtfertigen.

In hohem Maße profitiert habe ich von Diskussionen mit zahlreichen Wissenschaftlern, vor allem jenen, die dem Kreis um das Centre for Transcultural Studies angehören. Hervorheben möchte ich hier besonders Akeel Bilgrami, Craig Cal-

houn, Dilip Gaonkar, Sean Kelly, Benjamin Lee und Michael Warner.

Des weiteren geht mein Dank an Muhammad Velji: Als es darum ging, das Manuskript für die Veröffentlichung vorzubereiten, hat er mich großartig unterstützt, indem er auf Lücken hinwies, die unbedingt gefüllt werden mußten, und besonders indem er brauchbare englische Übersetzungen fremdsprachiger Zitate ermittelte oder erstellte – von sonstigen Verbesserungen ganz zu schweigen. Außerdem schulde ich ihm Dank für die Ausarbeitung des Registers.

Teil I
Sprache und Konstitution

1 Bezeichnungstheorien und Konstitutionstheorien

1

Welchen Begriff sollen wir uns von der Sprache machen? Das ist eine Fragestellung, die bis in die Anfänge unserer geistigen Überlieferung zurückreicht. In welchem Verhältnis steht die Sprache zu anderen Zeichen? Und zu Zeichen überhaupt? Sind sprachliche Zeichen etwas Willkürliches, oder gibt es Gründe für sie? Was *haben* Zeichen und Wörter eigentlich, wenn sie Bedeutung haben? Das sind uralte Fragen. Das Thema Sprache gehört seit eh und je zu den Gegenständen der abendländischen Philosophie, aber nach und nach hat es an Wichtigkeit gewonnen. In der Antike gilt es noch nicht als eine der Hauptfragen. Im siebzehnten Jahrhundert – bei Hobbes und Locke – nimmt seine Bedeutung zu. Und im zwanzigsten Jahrhundert wird das Thema nachgerade zur Obsession. Alle Philosophen eines gewissen Rangs haben nun ihre eigene Sprachtheorie: Bei Heidegger, Wittgenstein, Davidson, Derrida und allen möglichen »Dekonstruktivisten« wird die Sprache in den Mittelpunkt der philosophischen Überlegungen gerückt.

In der Neuzeit, wie wir wohl sagen dürfen, also seit dem siebzehnten Jahrhundert, gibt es eine anhaltende Diskussion über das Wesen der Sprache – eine Diskussion, bei der die Philosophen aufeinander reagieren und voneinander zehren. Nach meiner Überzeugung können wir Licht in diese Debatte bringen, wenn wir zwei Haupttypen von Theorien auseinanderhalten. Den ersten Typus möchte ich als »Rahmentheorie« bezeichnen. Damit ist der Versuch gemeint, die Sprache zu verstehen, indem man sich ganz im Rahmen eines

bestimmten Bilds vom Leben und Verhalten des Menschen, von seinen Zwecken und seinen geistigen Funktionen bewegt, und zwar eines Bilds, das sich seinerseits beschreiben und bestimmen läßt, ohne daß man auf die Sprache Bezug nimmt. Dabei wird die Sprache als etwas gesehen, was in diesem Rahmen, der seinerseits (wie wir feststellen werden) unterschiedlich aufgefaßt werden kann, entsteht und in ihm eine gewisse Funktion erfüllt, während der Rahmen selbst vor der Sprache kommt oder zumindest unabhängig von ihr beschrieben werden kann.

Was den anderen Theorietypus betrifft, möchte ich von einer »Konstitutionstheorie« sprechen. Wie schon das Wort »Konstitution« nahelegt, handelt es sich dabei um den Gegenteilstypus zur Rahmentheorie. Die Konstitutionstheorie vermittelt uns ein Bild, wonach die Sprache neue Zwecksetzungen, neue Verhaltensebenen, neue Bedeutungen ermöglicht und daher nicht im Rahmen eines sprachunabhängig aufgefaßten Bilds vom menschlichen Leben erklärt werden kann.

Damit ist ein wichtiger Streitpunkt zwischen den beiden Theorien genannt. Doch wie sich herausstellt, sind sie im Hinblick auf eine Reihe weiterer wichtiger Fragen ebenfalls verschiedener Meinung. Die beiden Ansätze können einander auch im Hinblick auf mehrere andere Bereiche gegenübergestellt werden. So spricht man manchmal von der *instrumentellen* Bezeichnungstheorie einerseits und der *expressiven* Konstitutionstheorie andererseits. Überdies gehen letzten Endes ihre Ansichten auch dann auseinander, wenn es um die Umrisse und Grenzen des intendierten Erklärungsgegenstands – nämlich der Sprache – geht sowie um die Gültigkeit, die atomistischen im Gegensatz zu holistischen Erklärungsweisen zukommt. Im Grunde stehen diese Theorietypen für grundverschiedene Auffassungen vom menschlichen Leben. Doch an irgendeiner Stelle müssen wir das La-

byrinth betreten, und ich für mein Teil werde so vorgehen, daß ich mit dieser Gegenüberstellung von Rahmen- und Konstitutionstheorie beginne, um später nach und nach eine Verbindung zu den übrigen Bereichen des Meinungsstreits herzustellen.

2

Das klassische Beispiel für eine Rahmentheorie und zugleich deren einflußreichste, ursprüngliche Form ist das von Locke und Hobbes bis hin zu Condillac ausgestaltete Gedankengebäude. Diese Theorie habe ich in einem eigenen Aufsatz über Sprache und menschliche Natur erörtert.¹ Zusammengefaßt kann man sagen: Die Theorie von Hobbes, Locke und Condillac (HLC) versucht die Sprache innerhalb der Grenzen der von Descartes zur Vorherrschaft gebrachten repräsentationalistischen Erkenntnistheorie der Neuzeit zu verstehen. Demnach gibt es im Inneren des Geistes »Ideen«, bei denen es sich um Bruchstücke von Darstellungen (Repräsentationen) einer weitgehend »äußeren« Realität handeln soll. Wissen bestehe darin, daß die Darstellung tatsächlich mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Das wiederum können wir nur dann zu erreichen hoffen, wenn wir unsere Ideen in Einklang mit einem bewährten Verfahren zusammenfügen. Unsere gegenstandsbezogenen Überzeugungen sind etwas Konstruiertes; sie sind das Ergebnis einer Synthese. Die Frage ist nun, ob die Konstruktion zuverlässig und belastbar ist oder sorglos, schludrig und trügerisch.

1 »Language and Human Nature«, in: Charles Taylor, *Human Agency and Language*, Cambridge: Cambridge University Press 1985, S. 215-247.

Bei dieser Konstruktion spielt die Sprache eine wichtige Rolle. Eine Bedeutung erhalten die Wörter dadurch, daß sie den dargestellten Dingen mittels der sie darstellenden »Ideen« angeheftet werden. Die Einführung von Wörtern macht es sehr viel leichter, Ideen zu einem belastbaren Bild zu verknüpfen. Diese Erleichterung läßt sich in unterschiedlicher Weise deuten. Nach Hobbes und Locke gestatten es die Wörter, Dinge zu Klassen zusammenzufassen und somit eine pauschale Synthese zu ermöglichen, bei der die nichtsprachliche Anschauung auf die mühsame Assoziation von Einzeldingen beschränkt wäre. Nach Condillacs Meinung verschafft uns die Einführung der Sprache überhaupt erst die Möglichkeit, den gesamten Vorgang der Assoziation zu steuern. Sie gibt uns die »Herrschaft über die Einbildungskraft – *empire sur notre imagination*«. ²

Ihren kraftvollsten frühen Ausdruck findet die Konstitutionstheorie bei Herder, und zwar gerade im Zusammenhang seiner Kritik an Condillac. An einer bekannten Stelle der Abhandlung *Über den Ursprung der Sprache* wiederholt Herder die von Condillac erzählte Fabel (man könnte auch von einer *Just-so-Story* à la Kipling sprechen), in der es dar-

2 Siehe Thomas Hobbes, *Leviathan*, hg. von Michael Oakeshott, Oxford: Blackwell 1989, S. 20 (hg. von Iring Fetscher, übers. von Walter Euchner: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984, S. 26f.); John Locke, *An Essay Concerning Human Understanding*, hg. von P.H. Nidditch, Oxford: Clarendon Press 1975, III.III.2 (Verweise auf dieses Werk bestehen im folgenden aus drei Zahlen, die sich auf das jeweilige Buch, das Kapitel und den betreffenden Absatz beziehen, zum Beispiel hier: Buch III, Kapitel III, Absatz 2 [zitiert wird ggf. aus der Übers. von C. Winckler: *Versuch über den menschlichen Verstand*, Hamburg: Meiner 1981 u. 1988]); Étienne Bonnot de Condillac, *Essai sur l'Origine des Connaissances Humaines*, Paris: Vrin 2014, I.2.4.45-46.

um geht, wie die Sprache in einer Situation hätte entstehen können, in der sich zwei in der Wüste ausgesetzte Kinder befinden.³ Nach Herders eigenem Bekunden fehlt dieser Geschichte etwas: Sie setzt, wie er meint, voraus, was sie erst erklären soll. Was sie nämlich erklären soll, ist die Sprache – der Übergang von einem Zustand, in dem die Kinder lediglich tierische Schreie von sich geben, zu einem Zustand, in dem sie bedeutungsvolle Wörter gebrauchen. Die assoziative Verknüpfung zwischen Zeichen und mentalem Inhalt ist bereits mit dem animalischen Schrei (den Condillac ein »natürliches Zeichen« nennt) gegeben. Die vorsprachlichen Säuglinge werden, ebenso wie andere Tiere, vor Angst schreien, sobald sie beispielsweise einer Gefahr gegenüberstehen. Das Neue am »instituierten Zeichen« besteht darin, daß die Kinder es jetzt benutzen können, um die damit assoziierte Idee in den Brennpunkt zu rücken und zu manipulieren und somit das ganze Spiel ihrer Vorstellungskraft zu steuern. Der Übergang läuft lediglich darauf hinaus, daß sie zufällig auf den Einfall kommen, die assoziative Verbindung könne in dieser Weise eingesetzt werden.

Das ist ein klassisches Beispiel einer Rahmentheorie. Geedeutet wird die Sprache durch Bezugnahme auf bestimmte Elemente – Ideen, Zeichen und deren assoziative Verbindung –, die ihrer Entstehung vorausgehen. Vorher wie nachher ist die Einbildungskraft am Werk, und Assoziationen finden ebenfalls statt. Neu ist, daß jetzt das Bewußtsein die Zügel in der Hand hält. So kann der Angstschrei benutzt werden, um einer anderen Person durch eine Handlung, die kein bloßer Reflex, sondern eine Willensäußerung ist, mitzu-

3 Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, hg. von Hans Dietrich Irscher, Stuttgart: Reclam 2015, S. 17-19.

teilen, daß Gefahr droht. Außerdem kann der Schrei benutzt werden, um mit Bezug auf die Vorgeschichte und die Konsequenzen bestimmter Formen von Bedrohung Schlußfolgerungen zu ziehen.

Diese Art der Steuerung ist natürlich selbst etwas, was vorher nicht vorhanden war. Aber die Theorie sorgt für höchstmögliche Kontinuität zwischen Vorher und Nachher. Die Elemente sind die gleichen, die Zusammenstellung bleibt erhalten, nur die Richtung ist eine andere. Wir können vermuten, daß es genau diese Kontinuität ist, die der Theorie ihre scheinbare Klarheit und Erklärungskraft verleiht: Die Sprache wird ihres geheimnisvollen Charakters beraubt und mit Elementen verknüpft, die allem Anschein nach unproblematisch sind.

Herder geht von der Einsicht aus, daß die Sprache eine neue Art von Bewußtsein ermöglicht – er spricht hier von »Reflexion« oder »Besonnenheit«. Das ist der Grund, weshalb er eine Kontinuitätserklärung, wie sie von Condillac gegeben wird, so enttäuschend und unbefriedigend findet. Mit einer Erklärung, die auf vorher bereits existierende Elemente abhebt, wird die Frage, worin dieses neue Bewußtsein besteht und wie es entsteht, aus Herders Sicht gar nicht angesprochen. Darum wirft er Condillac eine *Petitio principii* vor: »Der Abt Condillac [...] hat das ganze Ding Sprache schon vor der ersten Seite seines Buchs [als] erfunden vorausgesetzt.«⁴

Was meint Herder mit »Besonnenheit«? Das ist gar nicht so leicht zu erklären, und in einem Artikel über die Bedeutung Herders habe ich einen Rekonstruktionsversuch unternommen.⁵ Man könnte die Sache wie folgt zu formulieren

4 Ebd., S. 17.

5 »The Importance of Herder«, in: Charles Taylor, *Philosophical Ar-*

versuchen: Vorsprachliche Lebewesen können auf die sie umgebenden Dinge reagieren. Die Sprache jedoch gibt uns die Möglichkeit, etwas *als* das, was es ist, zu erfassen. Zwar leuchtet diese Erklärung nicht gerade unmittelbar ein, aber sie bringt uns auf die richtige Spur. Um uns ein klareres Bild zu machen, müssen wir über die Frage nachdenken, was beim Gebrauch der Sprache zum Tragen kommt.

Angenommen, jemand fragt mich nach der Form eines bestimmten Gegenstands, und ich antworte: »Ein Dreieck.« Nehmen wir ferner an, es handele sich wirklich um ein Dreieck. Also trifft meine Feststellung zu. Doch was gehört dazu, daß man in einem Fall wie diesem eine richtige Feststellung treffen kann? Vielleicht kann ich sogar einen Grund für meine Feststellung angeben: »Guck doch, das Ding wird von drei geraden Seiten umschlossen.« Manchmal kommt es jedoch vor, daß ich etwas erkenne, ohne viel oder überhaupt irgend etwas über das Warum sagen zu können. So weiß ich einfach, daß das, was wir im Augenblick hören, eine klassische Symphonie ist. Aber selbst in diesem Fall lasse ich die Berechtigung der Frage nach dem Warum durchaus gelten. Ich kann mir vorstellen, daß ich der Sache weiter nachgehe und auf etwas stoße, was meiner zweifelsfreien Feststellung, daß mein Eindruck stimmt, zugrunde liegt.

Diese Überlegung verdeutlicht, daß ein gewisses Verständnis der Problematik, um die es hier geht, nicht von der Existenz einer deskriptiven Sprache zu trennen ist, also von der Möglichkeit, daß das betreffende Wort richtig oder falsch ist, was wiederum davon abhängt, ob die beschriebene Entität bestimmte Merkmale besitzt. Ein Lebewesen, das sich einer deskriptiven Sprache bedient, handelt dabei aus einer

guments, Cambridge, MA: Harvard University Press 1995, S. 79-99.